

Untergang des Reiches bleiben unerwähnt; zu Gunsten der dichterischen Geschlossenheit und Kraft. Dieser Deutung Liutprands würden wir nicht widersprechen, wenn es der Verfasserin nur um eine historische Dichtung ginge. Sie will aber mehr. Sie will eine Deutung der geschichtlichen Wirklichkeit geben. Es ist aber irreführend, hinter der päpstlichen Ablehnung nur weltliches Machtstreben sehen zu wollen, eine rein römisch=nationale Gegnerschaft gegen die »barbarischen« Germanen, die den religiösen Interessen abträglich war. Gegenüber den Franken bestand dieser nationale Gegensatz auch und doch kam es zum Bündnis zwischen ihnen und dem Papsttum. Die Ablehnung muß also tiefere, vor allem auch religiöse Ursachen haben. Daß weltliches Machtstreben und römisch=nationale Motive mit im Spiel waren, soll durchaus nicht geleugnet werden. Die römischen Bischöfe hatten aber unter der Schutzherrschaft des oströmischen Kaisers, dieses »Episcopus externus« mit seinem Cälaropapismus, schlimme Erfahrungen gemacht. Wenn sie sich nun den Langobarden, den Herrn Italiens, zu ihrem Schutz erkoren, begaben sie sich damit nicht wieder in die gleiche furchtbare Gefahr? Der Papst mußte sich aus religiösen Gründen politisch unabhängig machen, sowohl von Byzanz wie von den Langobarden. Und dazu konnten ihm nur die Franken verhelfen, die, weit genug von Italien, die Gefahr einer zu straffen politischen und damit auch kirchlichen Abhängigkeit zu vermindern schienen. Daher das immer stärkere Streben nach einem unabhängigen Patrimonium Petri, das nur die Franken, nicht aber die Langobarden gewährleisten konnten. - Hierin wird man wohl die tiefere Erklärung sehen müssen für das Verhalten der Päpste gegenüber Liutprand. Gewiß ist dadurch dieser edelste der Langobardenkönige zu einer großen tragischen Gestalt geworden. Er hätte es persönlich wahrlich verdient, der große Schutzherr der Apostelgräber zu sein. Die Ablehnung mußte ihn sehr verbittern. Aber sie hat dem Abendland das Schicksal der östlichen Kirche erspart und ihm seine innere Dynamik zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt gegeben.

F. Strobel S. J.

Das gottgelobte Herz. Roman aus der Zeit der deutschen Mystik. Von

E. G. Kolbenheyer. 8° (537 S.) München 1938, Langen-Müller. M 7.50.

Es ist das Werk, in dem das Schrifttum Kolbenheyers sich zuspitzen (vgl. unsere Gesamtdarstellung in dieser Zeitschrift Okt. 1937). Die Identitäts=Mystik, wie sie sich ihm von seinem Spinoza=Roman her gab, ist über Jakob Böhme (im »Paufewang«) und Paracelsus in die Gestalt Meister Eckharts gegipfelt, um in ihm, in dem Gespräch mit Johann XXII., gegen das Prinzip der Kirche grundsätzlich zu treten (436). Korrelat erreicht in Margarete Ebner, der Gegengestalt, das naturalisierte Christentum (wie es in den Biologismen der »Bauhütte« und der entsprechenden Mystik der Gedichte sich formulierte) seine schärfste Formel. Denn ihr »Minneleiden« (369 ff. 389 f. 511 ff.) entspringt (96) und mündet (535 ff.) in der natürlichen Erfüllung der Frau. Wie der geschichtliche Meister Eckhart in das absolute Oben einer Identitäts=Mystik entchristlicht ist, so ist die geschichtliche Margarete Ebner (wie Anton Pummerer sie in dieser Zeitschrift geschildert hat: Bd. 81, S. 1 132 244) in das Unten einer sublimierten Erotik entchristlicht. Aber eben so braucht Kolbenheyer beide für seine religiöse Botschaft: »Gott sucht sich selber in einem Volke, und sein Verlangen verlautet am offenkundigsten im Weibswesen« (356). Auf der einen Seite also ein absoluter Theopanismus der Dynamik einer »Sehnsucht Gottes« (356 f.), auf der andern Seite ein ebenso absoluter Pantheismus der Dynamik erdhafte Blutes, - dieser letzte Manichäismus, der durch das Gesamtwerk des Dichters geht, erhebt sich hier am grundsätzlichsten gegen die Kirche, die ausschließlich als Entartung auftritt. Aber selbst hier behält Kolbenheyer die richtigere Intuition des reinen Künstlers (mitteln in den Tendenzen). Denn er läßt Johann XXII. die Kirche des Leibes Christi gegen die Identitäts=Mystik Eckharts stellen. Und also erscheint, mitten in der Verzeichnung, die eine christliche Geist- und Brautmystik (das Eins der bräutlichen Kirche zu Gott Geist) gegen den Manichäismus des Risses zwischen Geist und Blut.

E. Przymara S. J.

Kaiser Friedrich III. Von Werner Richter. 8° (403 S. m. 13 Abb.) Erlenbach-Zürich 1938, Eugen Rentsch. Geb. M 7.50.

Vor fünfzig Jahren sank ein Mann ins Grab, dessen Schicksal es war, stets im

Schatten anderer zu bleiben, obschon er der Exponent der Hoffnungen einer ganzen Generation arbeitsfreudiger deutscher Männer war, die, mit ihm herangewachsen, mit ihm darauf verzichten mußten, in der deutschen politischen Geschichte eine Stimme zu haben.

»Man mag über den symptomatischen Auslagewert aller solcher Winzigkeiten denken, wie man will, gewiß bleibt, daß Friedrich III., dieser Monarch, der so gut wie gar nicht regierte, den Herzen der Deutschen sehr nahe gestanden hat, und daß sein Tod weithin im Lande als persönliches Unglück empfunden wurde. Wenn die Herren des Bürgertums damals mit umflortem Arm ihren Geschäften nachgingen, wenn die Mütter der Neugeborenen im schwarzen Schleier erschienen, wenn jahrelang noch aus Küchen- und Käfernfenstern das wehmüttige Lob der Schlichtheit jenes Toten erscholl: so war hier doch mehr geschehen, als daß nur etwa die Verehrung, die sich Jahrzehntelang auf seinem blonden Haupte gesammelt hatte, heimatlos geworden wäre. Nein, hier hatte, obschon in kaum bewußter Erstürmung, dennoch eine ganze Generation verfürt, daß ihr eigener Lebensauftrag zusammen mit dem Kaiser eingesargt worden war, um nun für ewig unerfüllt zu bleiben. Ihr war es verwehrt, wie jede andere ihren legitimen Beitrag zum Schicksal der deutschen Nation hinzuzufügen: im organischen Wachstum dieses uralten Stammes würde von nun an ein Jahresring fehlen« (S. 10).

Der Ausschnitt aus der Widmung des Verfassers zeigt uns die Tendenz und den Weg des ganzen Buches und gibt dem Historiker den Maßstab für die Urteile des Autors.

In Bezug auf die religiöse Haltung des Fürsten heißt es: »Das Christusbild, an das er glaubte, war somit auch nicht das metaphysisch erhöhte der strengen Überlieferung, sondern ein rational vermenschlichtes.... War Friedrich Wilhelm also ein religiöser, ein frommer Mensch? Die Frage ist nicht ganz leicht zu beantworten, wie er auch selbst gelegentlich bedauert hat, man lerne die wahre Stellung des einzelnen zu Gott so selten kennen. Jedenfalls war seine Frömmigkeit eine andere als die seines Vaters, in dem der alte Gottesgnadenbegriff noch ganz lebendig war und der daher auch alle großen Entscheidungen im Gebet zu treffen pflegte. Der Kronprinz hingegen war das Kind seiner Zeit, die so

gewaltige neue Naturkenntnisse erlebt hatte, daß zunächst und im ersten Überschwang der alte Gottesglaube aus dem allgemein Verpflichtenden ins Private verdrängt schien. Und obwohl Friedrich Wilhelm regelmäßiger Besucher vom Gottesdienst und Abendmahl blieb, war auch sein Glaube subjektiv und ohne die Bindung objektiver Kirchlichkeit. Alles, was den Glauben anbetrifft, behandelte er daher zart, scheu, demütig.... Erst in den letzten schweren Leidensmonaten seines Lebens aber sprach er laut von Gott, auf den er hoffe.... Wenn man indes dann seinen Tod mit dem seines Vaters vergleicht, so sieht man doch wieder den Unterschied: Wilhelm starb, geleitet gleichsam von Gebeten und Choralversen des Hofpredigers, sein Sohn ohne allen geistlichen Beistand, den Blick in die Gesichter seiner Frau und seiner Kinder gerichtet« (S. 266).

Aus den angeführten Stellen mag die Art der Darstellung ersichtlich werden. Mit voller Sympathie für Friedrich, sein Schicksal und seine Zeit schildert der Verfasser in fesselnder Form die einzelnen Geschehnisse, sucht sie psychologisch zu ergründen und hält auch mit seinem Urteil nicht zurück, das er sich auf Grund der Quellen und späteren Ereignisse gebildet hat. Am heutigen Maßstabe und an der Gegenwart gemessen, erscheinen manche Behauptungen und ausgesprochene Hoffnungen, die sich an das nüchternere »Wenn« knüpfen, überholt oder zum wenigsten fraglich, doch berührt die Offenheit des Autors den Leser angenehm. Ohne Zweifel bringt das Buch ein würdiges Gedächtnis des Kaisers und seiner Gemahlin, die auch in einem weit besseren Lichte als in der Beurteilung Bismarcks erscheint. Wenn es auch dem Historiker nicht viel Neues zu geben vermag, wird es doch einen für die letzte Vergangenheit interessierten Leserkreis anregen und belehren können.

G. Hahn S. J.

Epochen und Männer

L'époque carolingienne. Par Emile Amann. (Bd. VI der »Histoire de l'Eglise depuis les origines jusqu'à nos jours«, publiée sous la direction de A. Fliche et V. Martin.) gr. 8° (511 S.) Paris 1937, Bloud & Gay. Geh. fr. 75.-, geb. fr. 120.-

Das Standardwerk der französischen Kirchenhistoriker, auf 24 Bände berechnet